

Jürgen Habermas

Ansprache in der Deutschen Nationalbibliothek (17. Juni 2009)

Meine Damen und Herren,

nach so vielen lobenden Worten muss ich die Proportionen ein wenig zurechtrücken. Zunächst möchte ich mich bei der Hausherrin, Frau Dr. Niggemann, und dem Initiator dieser Werkschau, Wolfgang Schopf, bedanken. Als mich die Mitarbeiter des Wissenschaftslektors im Suhrkampverlag mit der Idee einer solchen Ausstellung konfrontierten, überwogen die ambivalenten Gefühle. Nun sollte also der *iconic turn*, der alle Buchstaben in Bilder, alle Gedanken in *events* verwandelt, auch noch den Autor mit seinen Büchern erfassen. Andererseits war es eine suggestive Vorstellung, dass meine Bücher aus den Speichern einer Bibliothek, in denen die gesamte deutsche Literatur seit 1945 versammelt ist, für drei Wochen ans Licht geholt würden und die Augen aufschlagen dürften. So also beglückt mich die Nationalbibliothek in einem Alter, das normalerweise nur von Wiederholungen zehrt, mit einer neuen Erfahrung. Ich fühle mich wie ein Maler in den Räumen eines Museums, das für ihn die erste Retrospektive ausrichtet.

Es ist kein Zufall, dass diese Bibliothek ihren Standort in Frankfurt hat. Denn Frankfurt war in vielen Hinsichten die heimliche Metropole der alten Bundesrepublik und hat sich davon immerhin soviel bewahrt, dass seine Oberbürgermeisterin kürzlich zum dritten Mal zur Präsidentin der Deutschen Städtetages gewählt worden ist. Ich bedanke mich für die Begrüßung durch Frau Roth. Für die kleine *hommage* an die Stadt, in deren Mauern ich die aufregendsten Zeiten meines erwachsenen Lebens erfahren habe, finde ich in ihr die richtige Adressatin. Frankfurt ist keine Stadt, die Flaneure durch ihre Schönheit besticht. Man muss schon in ihr wohnen. Dann aber gewinnt sie die Zuneigung ihrer Bürger durch das Offene, Transito-

rische und Unverstellte der Konflikte, die sich in ihr reiben, der Kontakte, die sie stiftet, der Ideen, die hier aufeinanderprallen. Frankfurt verdankt sein scharfes, leicht wieder erkennbares Profil nicht nur der zentralen Lage auf der Nord-Südachse der Republik, nicht nur der wirtschaftlichen Vitalität von Handel, Dienstleistungen und Banken, nicht nur der silbernen Silhouette des auftragenden Ensembles von Hochhaussolitären - die Stadt verdankt ihr Profil ebenso einer herben, einer unverschleierte Intellektualität, die sich den Attraktionen und den Dissonanzen einer spannungsreichen Moderne öffnet.

Adorno gewann hier in den 50er und frühen 60er Jahren Resonanz und prägenden Einfluss nicht als der Autor tiefer und schwarzer Texte, sondern als der reformistische Volkspädagoge, der in der FAZ und im Hessischen Rundfunk für die unbedingten Imperative der ästhetischen Moderne warb und zugleich für demokratisches Bewusstsein und Sozialkundeunterricht eintrat. Als meine Frau und ich 1956 an der Ecke Liebigstraße/Feldbergstraße eine Dachzimmerwohnung von 37 Quadratmetern bezogen, war die Stadt vom Kriege immer noch schwer gezeichnet. Auf der Bockenheimer Landstraße waren von vielen Kastanien nur noch die zersplitterten Stümpfe übrig. Zur gleichen Zeit setzte sich Buckwitz mit der Forderung durch, dass Brecht auch auf einer westdeutschen Bühne gespielt werden durfte. In der Asche einer traditionsreichen Bürgergesellschaft glimmten Funken, aus denen damals ebenso große kulturelle wie wirtschaftliche Energien entfacht worden sind. In meiner Vorstellung haben zur intellektuellen Physiognomie der Stadt zwei gegenläufige Bewegungen beigetragen, die sich produktiv verschränken konnten. Auf den kurzen Strecken einer urban verdichteten, aber vergleichsweise kleinen Stadt konnten sich die Verkehrskreise der überregionalen Zeitungen, der Theater und der Museen, der großen Verlage und der universitären Zirkel überlappen. Man ging zu Fuß und traf sich. Andererseits durchkreuzte der nicht abreiße Transitverkehr ei-

ner Messestadt jede Tendenz zur Selbstgenügsamkeit eines lokal in sich kreisenden intellektuellen Lebens.

In den Sog dieser Kommunikationsströme bin ich zunächst über das Institut für Sozialforschung und die Universität hereingezogen worden. Aber heute Abend, lieber Herr Lutz-Bachmann, werde ich nur noch ein Wort zu dem anderen Universum sagen, in das meine Frau und ich nach der Rückkehr aus Heidelberg Eingang gefunden haben, zum Suhrkamp-Verlag. Siegfried Unseld hatte aus dem Verlag eine Lebensform gemacht. Sein Genie bestand in der Freundschaft zu einem engeren Kreis von Generationsgenossen. Im Medium dieser Freundschaft gingen Geld und Geist eine Fusion ein, die für uns Autoren die beiden Gesichter des Verlages, das Interesse am geschäftlichen Erfolg und die ehrgeizige Schärfung des intellektuellen Profils, ununterscheidbar machte. Jedes einschlägige Datum, jede Verlagsveranstaltung, jeder Besuch eines durchreisenden Autors gab Anlass, um einen Kreis von Autoren zum Essen und zum Gespräch zusammenzuholen. Aber es gab kaum ein interesseloses Zusammensein, ein Treffen ohne irgendeine neue Initiative des ruhelosen Verlegers. Auch mich hat die verlegerische Energie in Bewegung gehalten.

Aus gegebenem Anlass erinnere ich mich an meine Rekrutierung für die 80. Geburtstage sowohl lebender wie toter Autoren. 1983 ging es um die Organisation einer Adorno-Konferenz, die ich zusammen mit Ludwig von Friedeburg vorbereitet habe, 1977 um eine Abordnung nach Tel Aviv, wo Scholem aus seiner Biographie „Von Berlin nach Jerusalem“ vorlas, und 1972, als sich Benjamins Geburtsdatum zum 80. Mal jährte, musste ich für den toten Freund Peter Szondi einspringen. Damals nahmen auch Bloch und Scholem an der Diskussion teil, während Max Frisch neugierig aus Zürich angereist war. Es war diese Tagung und diese Mischung von Literaten und Philosophen, die George Steiner im „Times Literary Supplement“ zu dem folgenreichen Satz inspiriert hat: „Wie Ernst Bloch und Walter Benjamin

ist Theodor W. Adorno das zugute gekommen, was man als ‚die Suhrkamp-Kultur‘ bezeichnen kann.“

Liebe Ulla, ich freue mich, dass Du die Tradition der 80. Geburtstage auch heute fortsetzt. Lebendige Verlage sind so sehr an Personen gebunden, dass sie in jeder Generation einen neuen Anfang, manchmal einen Aufbruch zu neuen Ufern brauchen. Das kann ich, wenn auch nicht ohne Melancholie, verstehen und zögernd nachvollziehen. Andererseits weiß es niemand besser als Du, dass sich Verlage nicht erneuern können, ohne ihre Geschichte im Gedächtnis zu bewahren. Und weil jede Erinnerung in einem bestimmten lokalen und zeitlichen Kontext *wurzelt*, wird es - wie ich hoffe - gelingen, das materialisierte Gedächtnis des *Suhrkamp-und-Unseld-Verlags* vor einer Entwurzelung zu bewahren.

Meine Damen und Herren, ich habe die Magie dieser Stadt beschworen; wer immer den Einfall gehabt hat, meinen armen Freund Alexander Kluge für den heutigen Anlass zu mobilisieren, er fügt sich nahtlos in diesen Kontext ein. Alexander ist eine ganz wichtige Figur meiner, unserer Frankfurter Anfänge. Damals war der junge Mann, den Helmuth Becker mitbrachte und der beim Kurator Rau - auch zum Vorteil der Bewältigung unserer privaten Wohnungsprobleme - die letzte Stage seiner Assessorenzeit absolvierte, noch nicht der Alexander Kluge, wie man ihn seit den „Lebensläufen“ kennt. Das fiel mir auf, als ich wenig später dieses erste Buch las. Die Lektüre bescherte mir ein Erlebnis der besonderen Art: in jeder einzelnen Episode begegnete mir nämlich eine längst bekannte, aber seinerzeit nicht als Literatur erkannte Geschichte wieder. Und das kam so.

Eines Tages, vielleicht im Jahre 1957?, hatte es sich Alexander zur Gewohnheit gemacht, mich mittags vom Institut abzuholen, nach Hause zu begleiten und dann wieder umzukehren. Damals aß man noch zu Mittag, vor allem wenn man kleine Kinder hatte, die nachmittags

in den Grüneburgpark drängten. Mit der Strecke von der Senckenberganlage 26 zur Feldbergstraße war für den einzigen Zweck der Übung ein enger Zeitrahmen abgesteckt. Im Gehen spannte Alexander atemlos den Bogen für eine zwar bruchstückhaft, wie mir schien, und verwirrend schnell, aber eindringlich und einschmeichelnd vorgetragene Erzählung, die ich jedoch, unvorbereitet und von Alexander ohnehin an alles gewöhnt, eher beiläufig und verständnislos zur Kenntnis nahm. Zu Nachfragen oder Kommentaren war keine Zeit. Kurzum, der Schriftsteller im Juristen blieb mir verborgen. Erst als ich das Buches las, habe ich die literarische Kraft dieser Prosa entdeckt, habe ich die ungewöhnliche Perspektive wahrgenommen, aus der die skurrilen, zeitgeschichtlich entlarvenden Situationen des Amtsrichters Korti, des Kriminalrats Scheliha, des Pädagogen Klopau usw. grell, aber keineswegs lieblos oder nur ironisch hervortreten.

Ich berichte die story nicht wegen der Großzügigkeit von Alexander, der mir meine Ignoranz nie übel genommen hat. Vielmehr ist sie ein weiterer, anschaulicher Beleg für das inspirierende Frankfurter Milieu, in dem diese reflektierteste und eigensinnigste Prosa der frühen Bundesrepublik entstanden ist. Damit erklärt sich auch, was mir an der heute eröffneten Werkschau vor allem gefällt: dass sie an mein bürgerliches Dasein in dieser Stadt erinnert.